

Münster / New York / München / Berlin

Waxmann 2011



Fallbeispiele, Erfahrungen und Zukunftsszenarien

Offene Bildungsinstitutionen

Thomas Sporer (Hrsg.)

Sandra Hoffmeyer

Hannah Dürnbeger

Metareflexion zu PIP, textfeld.ae.at und eLib.at Innovativ, kollaborativ, nachhaltig und qualitätsgesichert sollte es sein

1 Die Arbeiten

Denise Kempen & Hendrik den Ouden: Der Peer-Info-Pool: Online-Studienberatung von Studierenden für Studierende
PIP könnte mit dem kollaborativen Paradigma am konsequenteren Ernst machen.
Zumindest war das in der Konzeption vorgesehen:

„Zielsetzung war, mit dem Peer-Info-Pool partizipative und fördernde Strukturen innerhalb der Hochschule zu errichten, die die Studierenden in ihrer auftakten Selbst- und Studiumsorganisation und ihrem konstruktiven, eigenverantwortlichen Umgang mit belastenden Situationen und Herausforderungen im Studium unterstützen und stärken.“

Offenbar konnte das aber bislang nicht ganz eingelöst werden, denn der „student generated content“ (sic!) wird wohl kaum kollaborativ erstellt, dafür bietet die ILIAS-Plattform, die an der Universität zu Köln in dem Projekt zur Anwendung kommt, kaum die passenden Funktionen.

Ein entscheidender Mehrwerteffekt von *PIP* scheint zu sein, dass die oft fatale Information über das bloße „Hören-Sagen“ durch ein objektiveres und fachlich wohl auch kontrolliertes Beratungsangebot unterlaufen wird. *PIP* ist entsprechend nicht wie die anderen beiden Projekte als ein ausschließlich von Studierenden organisiertes einzuschätzen. Im Grunde handelt es sich um ein auf Ausbildung und Studienberatung angewandtes Open-Innovation-Vorhaben, wie es in der Wirtschaft heute üblich geworden ist – die Klientel in den gesamten Wertschöpfungsprozess einbinden, von der Produktplanung bis zum After-Sales-Service (Drossou, Krempel & Poltermann, 2006). Der Vorteil ist, dass *PIP*, von an der Universität fest Angestellten kontrolliert, Nachhaltigkeit besser garantieren kann. Die Idee, die Studierenden dort abzuholen, wo sie mit Facebook etc., ohnehin sind, war zu verführerisch und wohl auch richtig.

Jakob Calice: textfeld.ac.at. Ein Erfahrungsbericht zwischen ökonomischen Zwängen und organisatorischen Realitäten

Textfeld geht auf eine an der Universität Wien von vier drittseitigen Studierenden gestartete Initiative aus dem Jahr 2000 zurück und ist – mehr oder weniger offen zugegeben – auch in der Erwartung des ersten Internet-Booms entstanden, darmit Geld verdienen zu können, z.B. durch Print-On-Demand-Dienste für die aufgenommenen studentischen Arbeiten oder nur durch Werbung. Der ausführliche Erfahrungsbericht zeigt aber deutlich, dass dies nicht eingelöst werden konnte, ja dass sogar andere die Idee abgesicherter übernommen bzw. selbst entwickelt haben. Am Ende bleiben als Motivation in erster Linie der Spaß im Team und die Faszination, durch die medialen Möglichkeiten des Internet etwas Neues zu kreieren. Das Neue ist heute auch nicht mehr so neu, nämlich die Idee, eine Publicationsplattform für Texte von Studierenden aufzubauen. *hausarbeiten.de* von Grin z.B. „beackert“ den Markt mit einem riesigen Angebot solcher Arbeiten, für die i.d.R. bezahlt werden muss. Attraktiv ist bei *textfeld* der Versuch, neben dem (quantitativ mit noch nicht 1.000 Texten doch eher bescheidenen) Download-Angebot weitere Mehrwertleistungen bereitzustellen, z.B. Themencluster (Dossiers), die inhaltlich verwandte Arbeiten bündeln, oder Rezensionen, die auf online verfügbaren Nachrichtenseiten von Zeitungen oder des Rundfunks publik gemacht werden.

Genot Hausar: eLib.at. Auf Umwegen bis zum Guerilla-E-Learning

eLib bewegt sich zwischen einer wirklichen elektronischen Bibliothek und einer „Fundergruppe“ für Studierende, die mehr (oder andere) Informationen wollen und benötigen, als ihnen durch die Angebote der Lehrenden geboten wird. Schwer zu beurteilen, inwieweit eLib wirklich aktuelle und d.h. in der Regel urheberrechtsgeschützte Materialien einspeisen kann. Zwar erlauben die Urheberrechtsgesetze (in Österreich noch restriktiver als in Deutschland mit dem § 52a UrgG) begrenzt die genehmigungsfreie (nicht vergütungsfreie) Nutzung solcher Materialien, aber eben nur im eng definierten Rahmen einer speziellen Lehrveranstaltung. *eLib.at* soll aber eine offene Plattform sein und da sollten nicht nur gemeinfreie, in der Regel alte Werke drin sein. Das volle und aktuelle Potenzial wird *eLib.at* also erst dann entfalten können, wenn Open Access nicht nur die Norm, sondern auch die durchgängige Praxis wird. *eLib.at* ist eine Fundgrube für innovative Vorhaben – der Übergang zu einem Lehrveranstaltungen frei unterstützenden Angebot („Guerilla-E-Learning“ genannt) oder der Vernetzung vergleichbarer Websites zur nachhaltigen Sicherung der Leistungen („Inselprojekte vereinigt Euch!“). Vielleicht wäre auch ein innovatives Navigationskonzept, z.B. über die Tagging-/Metadaten, einen Versuch wert sowie kollaborative, offene Verfahren der Qualitätssicherung.

2 Was macht den Erfolg aus?

Wie kann entschieden werden, unter welchen Bedingungen Projekte, die aus studentischer Umgebung entstanden sind bzw. weitgehend auf studentischen Beiträgen beruhen und die in erster Linie auf Studierende als Nutzer abzielen, als Erfolg anzusehen sind?

Sollte es die Umsetzung einer bis dahin so nicht realisierten didaktischen Konzeption oder eines neuen Organisationsmodells für die Erstellung und Bereitstellung der Inhalte sein? Zählt bei den angesprochenen Adressaten in erster Linie der Informationswert, oder ist es die laufende Anpassung an neue Funktionen im Web-2.0-Paradigma, einschließlich eines attraktiven Designs und einiger Spaßkomponenten? Ist es die Anerkennung, die ein Angebot wie *eLib.at* durch die Verleihung des MediaPrix 2006 bekommen hat? Ist das Kriterium die Langzeitverfügbarkeit, z.B. die dauerhafte Absicherung des Webangebots und der bereitgestellten Inhalte auf einem öffentlich finanzierten Server? Ist es die finanzielle Unabhängigkeit durch ein auf Einnahmen abzielendes Geschäftsmodell, wie durch Werbung, Sponsoren oder durch die kommerzielle Verwertung der eingestellten Inhalte? Oder ist es einfach nur die Selbstbestätigung der Initiatoren, etwas auf die Beine gestellt zu haben, was ihnen selbst Spaß gemacht hat und wobei sie weitergehende und später anderweitig nutzbare Kenntnisse in Web-Technologie gewonnen haben?

Ich will *textfeld*, *PIP* und *eLib* nicht bewerten und schon gar nicht kritisieren. Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieser Vorhaben haben die auch bei Studierenden vorhandene Konsumentenhaltung abgeschüttelt, haben sich nicht mit offensichtlichen Defiziten des Bildungssystems abgefunden, haben nicht auf Geldgeber gewartet, sondern haben aktiv das ausgenutzt und angewandt, was ja auch im größeren Rahmen die Publikationslandschaft revolutioniert.

Das Internet stellt mit seiner Infrastruktur und seinen vielfältigen Diensten schon immer und für jeden – zumindest in den Ländern des Nordens und Westens – das bereit, was lange Zeit das Privileg der Verleger und Verlage war, nämlich die Mittel vorlegen zu können, die zur Veröffentlichung von Wissensobjekten jeder medialen Art erforderlich sind. Damit sind sowohl die (bis dahin investitionsintensiven) technischen Mittel wie Drucklegung oder Verteilformen gemeint, aber auch dass das Know-how, wie Texte eingeworben, lektoriert, aufbereitet und zugänglich gemacht werden sowie eine gesicherte, vor allem in den Bereichen Bildung und Wissenschaft entscheidende Qualitätskontrolle.

Das Internet, wie gesagt, hat all das revolutioniert. In der Wissenschaft hat das dazu geführt, dass Wissenschaftler bzw. ihre Fachverbände oder die Bibliotheken das Publikationsgeschehen unter dem Open-Access-Paradigma selbst in ihre Hände genommen haben. Sie haben die Mittel und die Kompetenz dafür. Es ist abzusehen, dass dies in wenigen Jahren die Regelform sein wird. Ob damit Verlage überflüssig

werden? Wohl kaum, aber nur dann nicht, wenn sie das Open-Access-Paradigma auch als Bedingung ihrer kommerziellen Tätigkeit anerkennen.

Wendet man dies auf die Situation der Studierenden an, so folgt daraus fast zwangsläufig, dass aus den Studierenden heraus solche Dienstleistungen entstehen, die bis dahin das Privileg, die Pflicht und die Praxis der Institutionen bzw. der Lehrenden war: zu entscheiden, was an studentischer Arbeit öffentlich zugänglich gemacht werden soll; Hinweise auf zu erarbeitende Literatur zu geben und dessen Lektüre auch zu erzwingen; Mentorenaktivität zur Beratung des Studieneinstiegs und des -verlaufs auszuüben. Experimentiert wird auch schon mit verteilten Bewertungsformen, wobei auch die Studierenden mit einbezogen werden können.

Studierende haben gelernt, dass sie auch bei Arbeiten, die im Studium entstanden sind, die Urheber sind und entsprechend durch das Urheberrecht garantierter Verwertungsrechte reklamieren können (und dass das öffentliche Zugänglichmachen im Internet kein Problem mehr sein muss). Studierende verlassen sich nicht mehr darauf, dass ihr Hochschullehrer die verbindliche Quelle für Literaturhinweise ist, sondern nutzen das, was sie bei den Googles und Wikipedias finden. Und sie tauschen Informationen über Studienverlauf und Prüfungen in den sozialen Diensten des Web 2.0 aus.

Die drei Vorhaben sind Beispiele solcher selbst-initiiertes oder auf Studierendenleistungen angewiesener Dienstleistungen, vielleicht sind es sogar Selbsthilfevorhaben, nämlich das in die eigenen Hände zu nehmen, was nicht oder abnehmend akzeptiert offiziell angeboten wird. Wenngleich immer, verdeckt oder offen, auch nach monetären Verwertungsmöglichkeiten Ausschau gehalten wird – im Grunde gilt doch, was bei *eLib.at* direkt formuliert wird, dass die „freiwilligen Mitarbeiter ... an den offenen wissenschaftlichen Austausch und die Wichtigkeit eines freien Informationsflusses für eine funktionierende Demokratie und universitäre Ausbildung“ glauben.

Austausch und freier Informationsfluss beziehen sich in den drei Projekten auf studenti sche Arbeiten, auf Studieninformation oder auf die Bereitstellung von Quelltexten, Sekundärliteratur und wissenschaftlichen Aufsätzen für Studierende in einer elektronischen Bibliothek (etwas hoch formuliert; bescheidener als „elektronische Fundgrube“ bezeichnet).

Was soll man raten? Von meiner Seite am besten eigentlich gar nichts, denn die Ideen für studiengerechte Informationen kommen am besten von den Studierenden selbst und die Mittel zur Umsetzung sind im Internet an sich vorhanden. Insbesondere die Kompetenz, diese auch einzusetzen, ist bei den Studierenden bislang eher höher vorhanden als bei den offiziellen Lehrenden. Jedes Experiment sollte zunächst begrüßt werden und nicht vor Vormerein mit dem Hinweis abgeigtelt werden, dass es über kurz oder lang scheitern wird oder aufgegeben werden muss.

Wenn schon keine Ratschläge, so können doch vielleicht einige Überlegungen, kombiniert mit einigen Wünschen formuliert werden.

3 Resümee und Zukunftsperspektive

Formen der studentischen Selbstorganisation stützen sich zwangsläufig auf Beitrag e der Studierenden selbst. Hier gilt nicht das klassische mediale Distributionsparadigma, nach dem einige wenige Anbieter für die Inhalte sorgen, die dann verteilt bzw. von den Nutzern abgerufen werden. Studierende stellen ihre Arbeiten bereit, laden sie in das System und machen sie damit öffentlich zugänglich. Studierende geben ihre Erfahrungen mit dem Studium weiter, tauschen Informationen aus. Studierende erweitern den Bestand der elektronischen Bibliothek laufend durch eigene Beiträge oder Hinweise auf relevante Wissensobjekte.

Ich habe den Eindruck, dass bei vielen Anbietern von Web-Diensten nach wie vor das Distributionsparadigma stark in den Köpfen steckt. Die Projektmitarbeiter und -entwickler stellen sich eher unter den starken Druck, selbst für möglichst umfassende Inhalte und Dienstleistungen zu sorgen, als das kollaborative Potenzial der gegenwärtigen Internetdienste umfassender auszunutzen. Das trifft ja auch auf die Vielzahl der E-Learning-Plattformen und Lernsysteme zu, die mehr das Material bereitstellen, zum Teil auf hohem Niveau aufbereitet, als den Studierenden die Mittel bereitzustellen, um sie an dem Prozess der Wissenserzeugung oder auch nur der Informationsaufbereitung zu beteiligen und diese Beteiligung auch zum Gegenstand der Leistungsanerkennung zu machen.

Aber schon durch die einfache Bereitstellung der Materialien durch die Studierenden entsteht eine große Verantwortung, insbesondere die Verpflichtung zur Sicherung der Nachhaltigkeit. Ein Projekt ist ein Projekt, das in der Regel irgendwann einmal aufhört. Gehen mit dem Projektende die eingespeisten Informationen verloren? Wie können die Beitragenden sicher sein, dass ihre Objekte und Beiträge auch weiter zugänglich sind und genutzt werden können?

Jede Initiative, die auf den freiwilligen Leistungsbeiträgen der Studierenden aufbaut, sollte sich dem Prinzip der Nachhaltigkeit verpflichten. Dabei ist es zu blau-augig, darauf zu setzen, dass dies durch ein kommerzielles Geschäftsmodell erreicht werden kann. Besser wäre es, die Arbeit von Anfang durch (taisächliche oder als möglich vereinbare) Kooperationsformen mit der jeweiligen Bibliothek abzusichern. In *eLib.at* ist ergänzend ein interessantes kooperatives Vernetzungsmodell mit vergleichbaren Initiativen vorgeschlagen worden, so dass über das Netzwerk bzw. offene Austauschformate zumindest die Bestände der jeweiligen Anbieter auch gesichert bzw. eventuell dann wieder aktiviert werden können.

Projekte aus studentischen Initiativen brauchen aber nicht nur die dauerhafte institutionelle Absicherung, sondern sollten das Prinzip der Selbsthilfe nicht dogmatisch werden lassen. Die Lehrenden an den Hochschulen sind nicht die Gegner der Studierenden (wenn auch nicht immer ausreichend kooperative Unterstützer), sondern haben das gleiche Ziel einer qualitativ hochstehenden Ausbildung und der hohen Qualifizierung der Studierenden. Es ist bestimmt nicht einfach, die Mehrzahl der Lehrenden in Projekte wie die drei hier besprochenen einzubinden – aber Selbsthilfe ist nicht Selbstzweck, sondern sollte über Anreicherung durch die Lehrenden und durch Unterstützung bei der Qualitätssicherung nur besser werden können. Auch wenn die Anwendung des aus der Wissenschaft stammenden Peer-Prinzips auf die Studienberatung – „Studierende für Studierende … die Experten ihrer eigenen Situation“ – aus Gründen der Akzeptanz einigen Sinn macht, sollte die Erfahrung der Lehrenden auch bei der Studienberatung mit einbezogen werden.

Kurz: Experimentieren ist weiter angesagt, verkrustete didaktische Konzepte können durch kollaborative Verfahren überwunden werden. Es fehlt weiter an Lernplattformen, die mit dem kollaborativen sozialen Paradigma Ernst machen. Nachhaltigkeit muss schon aus Fairness gegenüber den Beiträgern, aber auch mit Blick auf zukünftige Studierende durch Anbindung an institutionelle Beständigkeit wie die der Bibliotheken gesichert werden (die dafür offen sind). Qualität muss durch neue offene Bewertungsverfahren gesichert werden, die aber durch Erfahrung und Kompetenz der Lehrenden selber weiter objektiviert werden sollten.

Literatur

Drossou, O., Krempel, S. & Poltermann, A. (2006). *Die wunderbare Wissensvermehrung: Wie Open Innovation unsere Welt revolutioniert*. Hannover: Heise.